

**Der Wiesenbach.**

Von Christian Morgenstern.  
Nacht und Mitternacht, ohne Laut  
Nacht und Mitternacht und helle  
Reise die bewegte Welt,  
Wach und Wiese gleich vertraut.

Blätter, Blumen, Früchte schwanzen  
Tann und wann auf dir dahin,  
Wie verlorene Gedanken  
Einer großen Trummerin.

**Der grüne Nashornfint.**

**Zumerste von Ute Schutz-Brad.**

„So!“ sagte unser lieber Erbonkel  
Martini, und schaute vor sich einen  
verwunderten Gegenstand vor uns  
nieder. „Diesmal habe ich euch etwas  
ganz Besonderes ausgereicht, Kinder.  
Ganz gut in Gedanken an euren  
alten Onkel Martin.“

Wir sahen uns an, ungewiß und  
beleglich. Denn unser Onkel Mar-  
tin hat neben einigen nicht abzu-  
leugenden guten Seiten auch einige  
sonderbare. Unter uns sagte, ich  
halte ihn für einen Feind, der sich  
ganz gern über die Menschheit im  
allgemeinen und über seine Ver-  
wandten im besonderen etwas lustig  
macht — und manchmal ausprobiert,  
wieviel ein Erbonkel seinen zünftigen  
Erben bieten darf, ohne daß sie  
aufwachen.

Onkel Martins Geschenke sind in  
der Familie berüchtigt. Erstens,  
weil ihr Wert meistens darauf be-  
ruht, daß sie — wie soll man sich  
ausdrücken — nun daß sie eben  
von Onkel Martin stammen, — einen  
anderen haben sie meist nicht oder  
ist sehr gering —, und zweitens,  
weil er verlangt, daß diesen Geschen-  
ten eine besondere Ehrfurcht, ja man  
könnte sagen, Verehrung erweise.  
Die Unbilligkeit, die er treibt, mußten  
Onkel Martins Geschenke an  
einem besonders hervorragenden  
Platz ihrer Wohnung anbringen oder  
sie sonst in gebührender Ehren halten.  
Im letzten Jahr schenkte er  
meiner Frau eine Tafelstille mit  
kleinen Blumen darauf, von einem  
merkwürdigen Positiv. Wo er sie  
aufgehoben hatte, blieb uns unklar,  
jedenfalls behauptete Ute, sie würde  
in einem Dutzend Geschenken sämt-  
liche Tafelstille durchschneiden müssen,  
ehe sie zu Ding fände. Ebenso  
behauptete sie hinsichtlich, daß Onkel  
Martin ihr nur deshalb ein Konzert-  
billet geschenkt hatte, um sie zu  
zwingen, sich in dieser Bluse mit ihm  
zu zeigen, und sich dadurch bei allen  
ihren Bekannten für die ganze Sa-  
son unrettbar zu blamieren. Man  
sieht, unser Onkel Martin ist ein  
Gemißweiser. Aber was hilft das,  
er ist nun einmal so, und muß so  
verbraucht werden.

„Mit scheuen Fingern löste meine  
Frau die Verschnürung.“

Der gute Onkel Martin stand da-  
bei und sah in beängstigter Vorfreu-  
de zu.

„Langsam, nicht stürzen!“ meinte  
er.

Lieber Himmel, solche es wieder  
eine von den fürchterlichen, grünen  
Schlafnasen sein, die Onkel Martin  
scheinbar zugeben in einem Aus-  
verkauf erkaufte hatte! Oder eine  
der noch gefährlicheren Bronzen aus  
dieser Welt?

Meine Frau hielt plötzlich erschreckt  
in ihrer Beschäftigung inne. Da  
drinnen bewegte sich etwas heftig  
und ließ einen seltsamen Laut aus,  
der ungefährklang, wie das Wehen  
einer verschlungenen Frosche,  
notabene, wenn es einen solchen  
Gäse und er könnte niesen.

Fremdständler übernahm Onkel  
Martin selber das Werk des Aus-  
schickens. Und als er die verschlei-  
erten Säulen entfernt hatte, sagte er  
feierlich:

„Es ist dies eine große Seltenheit,  
ein grüner Nashornfint. Seine  
Pflanze ist ein bißchen komplizier-  
ter, aber Ute, du hast ja Zeit, und da  
er von eurem alten Onkel Martin  
kommt, werdet ihr ihn sicherlich  
halten.“ Und der gute Onkel Mar-  
tin lachte, wie es mir vorkam, bö-  
haft und dämonisch, und stand  
schmucklos, mit auf den Rücken ge-  
legten Händen, um den Effekt seines  
Geschenks zu beobachten.

„Meine Frau“, rief Ute, „aber ganz  
reizend, lieber Onkel! Sieh nur, Her-  
mann, wie süß er ist!“

Ich näherte mich mißtrauisch. In  
dem kleinen Transportkäfig hockte  
hinter den dichten Säulen ein et-  
was, das ich zwar nur undeutlich  
sehen konnte, das mir aber alles an  
sich eher als „süß“ erschien. Ein  
sonderbares Tier, von undefinier-  
barer Farbe und mit ziemlich ruppigem  
Gesieder, wovon aber nicht viel zu  
sehen war. Nur ein ganz unförm-  
lich, unbehilflichaussehendes, großer ge-  
dogenes Schmäkel und ein paar miß-  
trauische, glühende, sehr kleine Augen.  
Ich ging ans Licht und be-  
trachtete sie näher. Er sah etwa aus,  
wie ein sehr naaferlicher kleiner  
Papagei, oder wie ein Mittelding  
zwischen einem Vogel und einem  
Frosch, woraus übrigens auch der  
Ton, der er vorher von sich gegeben  
hätte, schließen ließ. Sehr mißge-  
gnigt hatte er da auf seiner Stange,  
ließ die Füßchen hängen und ließ  
manchmal wieder so einen Ton geben,  
schmunzelte, verschluckte seinen  
Schmerz, verschluckte seinen Ton aus.  
„Nun, gefällt er dir nicht? Ist er

nicht prachtvoll!“ fragte unser gu-  
ter Onkel Martin entschuldigend.  
„Prachtvoll!“ sagte ich aus vollem  
Hergen.

„Ihr müßt ihn natürlich in ein  
anderes Bauer bringen“, erklärte  
Onkel Martin eifrig. „Es würde  
am besten sein, wenn du gleich ein-  
laufen gingest. Denn er ist sehr  
zart und kann es da in dem engen  
Käfig nicht aushalten. Ein paar  
Häuser weiter ist ein Geschäft. Wenn  
du vielleicht gleich hingingest, könnte  
man ihn sofort in den neuen Käfig  
thun.“

Ich wagte eine Frage, ob der  
Käfig zu dem Nashorngrünvogel  
oder grünen Nashornvogel —  
— „Grüner Nashornfint“, —  
verbesserte Onkel Martin — als  
zugehöriges Geschenk zu betrachten sei.  
Aber damit hatte ich kein Glück.  
Onkel Martin wurde plötzlich schwer-  
hörig. Und so blieb mir nichts  
andere übrig als blutenden Her-  
zens einen Käfig zu erkufen, und  
zwar einen solchen mit einem Stän-  
den, weil es wichtig war, daß man  
ihn an die Sonne setzen konnte;  
denn die mußte er haben, wenn er  
nicht eingehen sollte. Der Käfig  
mit dem Ständer kostete zwanzig  
Mark, die ich zögernd erkaufte.

Die Prozedur der Ueberlieferung  
gestaltete sich nicht ganz einfach, und  
wir machten dabei die Erfahrung,  
daß der große Schnabel ganz au-  
ßerordentlich gut zubehalten und  
und mit unfehlbarer Sicherheit den  
Finger traf, den er treffen wollte.

Onkel Martin hielt sich vorichtig  
entfernt, unter dem Vorwand, es  
mache ihn nervös, so etwas mit an-  
zuwenden.

Nachdem meine Frau einen bluti-  
gen Zeigefinger und ich einen bluti-  
gen Daumen hatte, sah er endlich in  
seiner Behauptung, allerdings sehr er-  
regt, um sich schnappend, fauchend  
und jappend. Und jetzt konnte man  
ihn auch näher betrachten. Entsetzt  
sah ich ein fonderbares Geschöpf!  
Wenn höchlichst wertvoll macht,  
müßte er enorm wertvoll sein. Aber  
wahrlich, die schönste, die schönste  
von der Natur, die ich je gesehen habe,  
die ich je gesehen habe, die ich je gesehen habe.

Die lange Betrachtung schien dem  
grünen Nashornfinten aber nicht an-  
genehm zu sein. Er begann heftig  
mit den Füßchen zu schlagen. Dabei  
streckte er einen seiner ungeheuren  
Füße leidenschaftlich gegen uns aus.  
„Ach Gott, das arme Tier!“ rief  
plötzlich meine Frau. „Es hat ge-  
wisshoch Durst und Hunger, was frißt  
es denn?“

Onkel Martin griff in seine Ta-  
sche und entnahm ihr vier mikro-  
scopische Düten.

„Ich habe Euch eine Probe von  
seinem Futter mitgebracht“, sagte er  
wohlwollig. „Ich dachte an alles.  
Hier in der Düte Nummer eins ist  
das Weichfutter, das muß zwölf  
Stunden vorher mit etwas Wasser  
angefeuchtet werden und aufquellen,  
dann kommt der Inhalt von Düte  
Nummer zwei dazu und nach zwei  
weiteren Stunden der von drei und  
vier. Aber das muß ihm pünktlich  
zubereitet werden, er ist nämlich sehr  
heißt mit seiner Nahrung und wird  
leicht krank, wenn sie ihm nicht rich-  
tig zugeführt wird. Vielleicht machst  
du sie ihm ein bißchen zurecht, liebe  
Ute.“

Ute betrachtete unschuldig die vier  
Düten.

„Ja, aber lieber Onkel, da kann er  
doch erst in vierzehn Stunden was  
zu essen bekommen“, meinte sie zweifel-  
haft. „Da kann ich ihm vielleicht  
etwas Semmel geben oder Vogel-  
weizen, das kann ihm doch nicht  
schaden.“

Aber Onkel Martin wehrte nicht  
ab. „Mein, keine Semmel, keinen  
Vogelweizen, das ist ein bißchen zu  
viel.“ Und der gute Onkel Mar-  
tin lachte, wie es mir vorkam, bö-  
haft und dämonisch, und stand  
schmucklos, mit auf den Rücken ge-  
legten Händen, um den Effekt seines  
Geschenks zu beobachten.

„Meine Frau“, rief Ute, „aber ganz  
reizend, lieber Onkel! Sieh nur, Her-  
mann, wie süß er ist!“

Ich näherte mich mißtrauisch. In  
dem kleinen Transportkäfig hockte  
hinter den dichten Säulen ein et-  
was, das ich zwar nur undeutlich  
sehen konnte, das mir aber alles an  
sich eher als „süß“ erschien. Ein  
sonderbares Tier, von undefinier-  
barer Farbe und mit ziemlich ruppigem  
Gesieder, wovon aber nicht viel zu  
sehen war. Nur ein ganz unförm-  
lich, unbehilflichaussehendes, großer ge-  
dogenes Schmäkel und ein paar miß-  
trauische, glühende, sehr kleine Augen.  
Ich ging ans Licht und be-  
trachtete sie näher. Er sah etwa aus,  
wie ein sehr naaferlicher kleiner  
Papagei, oder wie ein Mittelding  
zwischen einem Vogel und einem  
Frosch, woraus übrigens auch der  
Ton, der er vorher von sich gegeben  
hätte, schließen ließ. Sehr mißge-  
gnigt hatte er da auf seiner Stange,  
ließ die Füßchen hängen und ließ  
manchmal wieder so einen Ton geben,  
schmunzelte, verschluckte seinen  
Schmerz, verschluckte seinen Ton aus.  
„Nun, gefällt er dir nicht? Ist er

nicht prachtvoll!“ fragte unser gu-  
ter Onkel Martin entschuldigend.  
„Prachtvoll!“ sagte ich aus vollem  
Hergen.

und von diesem dann das genügende  
Quantum in den Wassernapf thun  
mußten. — „Ja, später wird man ja  
auch noch den grünen Nashornfin-  
ten was Wasser nach Substituten zu-  
messen, so etwa, wie die Kinderfrau  
das Badeschüssel fürs Baby mischt  
— „Wirds Kind rot, ist's Wasser zu  
warm, wird's Kind blau, ist's Was-  
ser zu kalt.“

„Ein Bad muß er auch jeden Tag  
haben“, beteuerte Onkel Martin.  
„Und dann zuweilen irgendeine Le-  
derei. Notausnahmsweise ist er beson-  
ders gern. Natürlich nur ein Stüdchen,  
ganz frisch.“

„Ein liebes Tier! Ob ich mich  
wohl mit einem Großhändler in  
Südrühen in Verbindung setze, um  
die Notausnahmsweise recht frisch zu  
erhalten.“

Der grüne Nashornfint bekam  
also das Bad, und er war augenschein-  
lich ein großer Wasserschling, denn er  
stützte sich sofort hinein, starrte  
und pantische gewaltig und veran-  
staltete in seinem Käfig und auf dem  
Badeschüssel eine gründliche Ueber-  
schwemmung. Außerdem sah er  
nach dieser Prozedur noch viel häß-  
licher aus, mit seinem naassen Ge-  
sieder und den einzelnen, großem  
auf dem Kopfe aufsteigenden Fe-  
dern.

Onkel Martin betrachtete ihn mit  
Wohlgefallen.

„Ich doch ein famoser Kerl, was?“  
sagte er. „Ich glaube übrigens,  
nach dem Bad muß er zugegeben wer-  
den, sonst erdumst er sich.“

„Gut, bedenke dir ihn zu.“

„Ueberhaupt des Abends muß er  
immer zugegeben sein“, fuhr Onkel  
Martin fort, „und vor Zug müßt  
ihm ein bißchen Wasser geben, das  
kann er auch nicht vertragen.“

„Aber tann er auch nicht stehen,  
darauf hat mich der Vogelhändler  
noch ganz besonders aufmerksam ge-  
macht.“

Ich relatativierte in Gedanken  
schnell ein paar mal die sämtlichen  
Vorsichtsmaßregeln, um keine zu ver-  
gessen. Also Trinkwasser 16 Grad  
— Badewasser desgleichen — Vede-  
reien, Notausnahmsweise frisch — nach  
dem Bade zugeben — des Abends  
desgleichen — vor Kälte und Wär-  
me zu schützen! Dann sein Futter.  
Düte Nummer eines vier Stunden  
aufquellen, Düte Nummer zwei  
zwei, fünf bis sechs Stunden,  
Düte Nummer 2 zwei Stunden später,  
Düte Nummer 3 und 4 wiederum  
nach zwei Stunden. Ausgerechnet,  
ich hatte es behalten.

Nachdem Onkel Martin bei uns  
gepfeift hatte und während des Nach-  
ts in angemessenen Pausen unsere  
widerholten Dankesbezeugungen ein-  
forderte und entgegenkommen  
halte, ging er, nicht ohne noch vor-  
her den grünen Nashornfint noch  
einmal gebührend bewundert, gelobt,  
gegrüßt und unserer besonderen  
Fürsorge anempfehlen zu haben.

Und wir blieben zurid mit ihm.  
Vorsichtig nahmen wir die Düte  
an. Da sah er, jetzt wieder ge-  
trodnet, häßlich und augenscheinlich  
böserlich. Zweielten fauchte und  
nieste er. Und wenn man mit dem  
Finger in die Nase des Käfigs kam,  
schnappte er wühend danach.

Unser nächsten Lebenslage han-  
deln im Zeichen des grünen Nashorn-  
finten. Unsere Sorge für den an-  
deren Tag begann schon am Abend  
vorher, an dem Futter Nummer eins  
angeworfen werden mußte. Der  
nächste Morgen brachte dann die Zu-  
bereitung seiner Nahrung mit der  
Ute in der Hand, die Säuberung  
seines Käfigs, die immer mit Fin-  
gergurgel verbunden war, die Wär-  
megerühlung seines Trint- und Ba-  
dewassers.

Daß Ute ihren geliebten Morgen-  
schlaf teilweise opfern mußte, damit  
der grüne Nashornvogel pünktlich  
gehandelt wurde, war nur eine der ver-  
schiedensten kleinen Unbequemlichkeiten,  
die wir uns um Onkel Martins lie-  
bevolles Geschenk aufzulegen mußten.

Aber der grüne Nashornfint ver-  
stand es noch auf andere Weise, un-  
ter Interesse rege zu erhalten. Er  
mühte wirklich empfindlich sein,  
denn wenn das Wasser einmal ein  
wenig fälter gewesen war, so nieste  
er danach auf eine geradezu erschrek-  
liche Weise, und war es wärmer,  
so schien er Kongestionen nach dem Kopf  
zu bekommen, denn er rollte dann  
fürchterlich die Augen, blühte sich  
auf, starrte gewaltig mit den Fü-  
ßen und that, als ob er im nächsten  
Augenblick das zeitliche segnen wol-  
lte. „Er will Wasser trinken“, er-  
klärte Onkel Martin. „Aber ihr  
müßt nicht denken, daß das Wasser  
nicht kalt ist, das bekommt ihm nicht,  
Schwamm Grad soll es haben, nicht  
mehr.“

„Und wenn es mehr hat oder we-  
niger?“

Unser lieber Onkel Martin schaute  
uns mit einem, fast könnte man sa-  
gen, drohenden Blick an.

„Du wirst doch dem Vogel, den  
ich euch schenkte, so viel Aufmerk-  
samkeit zuwenden können“, sagte er  
ernst.

„Gut. Also sorgen wir dafür,  
daß das Wasser 18 Grad hat; mit-  
teils eines Badethermometers liebe  
ich das zu ergründen.“

Die Messung wurde also vorge-  
nommen. Das machte ja einige Um-  
stände, weil wir erst ein ziemlich tie-  
res Gefäß zur Messung vollfüllen

die richtige Temperatur habe, und  
die etwaige des Nachts aus meinem  
sonst niemals durch irgendeine Stö-  
rung getriebenen Schlaf, in der Vor-  
stellung, daß der grüne Nashornfint  
sich erlärten oder überhören könnte.  
Außerdem hatten wir manches unter  
dem Spott unserer Freunde zu lei-  
den, die sich nicht im gleichen Maße  
für ihn begeistern konnten.

„Grüner Nashornfint?“ sagte ein  
Freund, der im Ruße stand, ein gro-  
ßer Vogelkenner zu sein, und be-  
trachtete ihn staunend und mißbilli-  
gend. „Es gibt einen Nashornvo-  
gel und einen Grünfinten, aber ein-  
nen grünen Nashornfinten hat es  
noch nie gegeben. Uebrigens — mag  
sein, daß er eine Wertwürdigkeit ist,  
— mir ist wenigstens so ein Vieh  
noch nicht vorgekommen. Er sieht  
aus wie die Kreuzung eines Geiers  
mit einer Kröte.“ Und er belachte  
wohlgefällig diesen Witz und betrach-  
tete noch einmal mit vieler Verach-  
tung unseren köstlichen Nashornfin-  
ten, der sich dadurch rächte, daß er  
mit aller Kraft, deren er fähig war,  
nieste.

„Mein Freund fuhr erschrocken zu-  
rück.“

„Hilf Himmel, was ist denn das  
für ein Ton!“

„Nicht wahr,“ sagte ich stolz, „er  
ist höchst original!“

„Er hat mich zweifeln an er, läßt  
sich nicht leugnen. Kann er denn  
sonst noch was?“

„Ich bezahne mich. Bis jetzt hatte  
er sich noch nicht auf andere Weise  
geäußert. Aber es würde ja wahr-  
scheinlich noch kommen.“

„Sag mal, Onkel Martin,“ sagte  
ich, als unser Onkel das nächste Mal  
zur Inspektion des grünen Nashorn-  
finten eintrat, notabene nach-  
dem er seine Brauneberger getrun-  
ken hatte, „singt denn der grüne  
Nashornfint auch?“

Onkel Martin schien mir durch  
diese Frage in einige Belegenheit  
zu geraten. Er murmelte etwas  
in den Bart.

„Nämlich ein Freund fragte mich  
neulich danach,“ erläuterte ich. „Er  
ist ein Kenner und meinte, der Vo-  
gel sei eine Wertwürdigkeit.“

„Ja, das war ja eine nette Ge-  
schichte, Gesungen hatte er also nie-  
mals, und unser Onkel Martin be-  
hauptete doch, der Händler habe ihm  
den Gesang garantiert.“

Das Männchen lachte verschmitzt  
und wurde noch vertraulicher.

„Wissen Sie nämlich,“ besorgen  
tann ich Ihnen zu teilen. Der Vor-  
mal mit einer Sengung mitgelom-  
men, und seiner wußte, was mit ihm  
los war. Einer, der's versteht, hat  
mir mal gesagt, das war 'n Wisp-  
gebur, von Natur aus wohl sein  
Schmäkel nur halb so groß, und  
denn war die Sorte sonst auch nicht  
grün, sondern grau, und dieser hier  
war 'n Krüppel. Und darum hatte  
er auch ein verdürrtes Gemüth,  
und was wollen Sie mit 'nem Vo-  
gel, der 'n Krüppel ist und 'n ver-  
dürrtes Gemüth hat, machen? Kaufen  
Sie sich doch lieber einen Kran-  
schafvogel oder einen schönen Nacht-  
schwalbe. Da wissen Sie, was Sie  
haben. Der alte Herr, der ihn da-  
mals kaufte, der wollte nämlich 'n  
Gesang machen, und dann sagte er  
auch, er wollte nicht viel ausgeben,  
aber es müßt was sein, was nach  
was ausfalle. Und dann nahm er  
ihn, weil ich ihn sehr hüßig abliebe.  
Gott, was haben Sie von einer  
Wertwürdigkeit, wo sie eigentlich  
aus haben, denn er ist doch kein An-  
blick für die Augen und für's Ge-  
müth. Für einmal so anzusehen,  
mag er ja ganz hüßig sein, aber für  
ihn zu haben, da ist er nicht. Ich muß  
es doch wissen, ich habe ihn ja ein  
Jahr lang gehabt, und ich war froh,  
wie ich ihn für zwei Mark losgevor-  
den bin.“

„Ich beabsichte meine Fassung. Ich  
verschleierte dem guten Mann, daß ich  
mir's überlegen wollte und mir viel  
leichter später einen Vogel kaufte,  
etwas für's Gemüth sei und für's  
Ansehen. Dann ging ich nach Hause.  
Da nahm ich Papier und Bleistift  
und machte mir eine Aufzeichnung.  
Käfig für den grünen Nashornfinten  
zwanzig Mark, Futterkosten un-  
berührt. Der alte Herr, der den Käfig  
kaufte, und unterrichtete die  
Stimmen meiner besten Cigarren.  
Pflanze, Aufregung, Jörn, Angst,  
kurz die ganze Stala aller Gemüths-  
bewegungen, deren schädliche Ein-  
wirkung man überhaupt gar nicht in  
Reichsmark und Pfennigen ausdrü-  
cken kann. Auch ohne das war der  
Käfig schon recht erbaulich. Ich ging  
zu Ute und zeigte ihr den Zettel.“

„Sie sah ihn erstaunt an.“

„Die Kosten für den grünen Na-  
hornfinten, Uebrigens habe ich den  
Händler ausfindig gemacht, bei dem  
Onkel Martin ihn gekauft hat. Ob  
er ein grüner Nashornfint ist, weiß  
ich nicht, aber ein Krüppel ist er und  
eine Missethäter. Und gesungen hat  
er nie, nur geteilt und die Finger  
gebebt ein ganzes Jahr lang und  
zwei Mark hat er gekostet.“

Ute staarte auf das Blatt Papier.  
Dann fand sie wortlos auf und  
ging zu dem Käfig des grünen Na-  
hornfinten. Wir betrachteten ihn  
aufmerksam.

„Was sagte doch der Vogelhän-  
dler?“

„Er sei doch kein Anblick für die  
Augen und für's Gemüth.“

„Mein, das war er nicht. Häßlich  
und bössartig ja er da. Und dann  
nieste er. Und wie nieste er! Hö-  
-

nisch und triumphierend. So, als  
wollte er sagen: Ja, schaut mich nur  
an, für's Auge und Gemüth bin ich  
freilich nicht, aber ich habe ein za-  
hes Leben, und Ihr werdet mich noch  
lange beßigen.

Wir starrten ihn tiefinnig an.  
In diesem Augenblick trat Onkel  
Martin ein. Befriedigt betrachtete  
er uns.

„Na, was macht er?“ fragte er  
zärtlich und deutete auf den Käfig.  
Mit einem wühenden Gedächtnis  
schloß der grüne Nashornfint herbei,  
um zu haben.

Aber Onkel Martin war leider  
schneller als er. Befriedigt lobte er  
ihn.

„Sei recht, mein Junge, sei recht.  
Immer munter und auf dem qui-  
vive. Hat er denn gesungen?“

„Ich schüttelte den Kopf, sprechen  
kann ich nicht.“

„Höchst merkwürdig“, wunderte  
sich Onkel Martin. „Ihr müßt doch  
eine andere Art der Pflege ver-  
suchen. Ich glaube, ihr gebt euch nicht  
genug Mühe. Uebrigens, lieber  
Niese, was ich schon sagen wollte,  
deine Cigarren werden schlechter, du  
mußt dir eine bessere Sorte zule-  
gen.“ Er nickte dem grünen Na-  
hornfinten liebevoll zu und fragte  
den Mund zum Wissen. „Sag,  
mein Thierchen, sing.“ Und dann  
setzte er sich beiläufig auf seinen  
Sessel.

Ute kam mit dem Brauneberger.  
Er trant und bezog den Mund.  
„Der Brauneberger wird auch sauer-  
er. Hast du nicht eine andere Sor-  
te, ein bißchen schwerer, was? Alte  
Leute müssen mal öfters 'n Auf-  
munterung haben.“ Und tief besorgt  
sah er den grünen Nashornfinten an.  
„Daß er nicht singen will, find' ich  
doch direkt beunruhigend. Aber  
natürlich, wenn ihr nicht für ihn  
sorgt!“

Der grüne Nashornfint nieste, es  
war ein geradezu dämonisches Nie-  
sen, das eines Teufels, ein Sobns-  
niesen auf uns, auf Onkel Martin,  
auf die ganze Welt.

Und ich frug in den Keller und  
holte eine bessere Flasche.

**Ein Trost.**

Bräutigam: „Mein, liebe Lotte,  
nächste Woche kann ich wirklich nicht  
gleich wieder zu diesem Balie herrei-  
sen; sonst schimpfen meine Patienten.“  
Brau: „Ach, es ist wirklich schred-  
lich! Auf jede Tanzgesellschaft muß  
ich verzichten. Solange wir verlobt  
sind, haben wir noch nicht einmal  
zusammen getanzt! Bräutigam: Na,  
laß nur, Schach. Wir heirathen ja  
halt; da werden wir schon noch man-  
chen Tanz mit einander haben.“

**Neue Erfindung.**

„Unser liebe Freundin Ella hat  
eine wundervolle Erfindung gemacht.“  
„So, und was ist es?“  
„Ein dreifarber Gut. Er arbei-  
tet so, daß, wenn sie in der Lage ist,  
der ganze Zuschauerraum von allen  
Seiten bewundern kann.“

**Gütiges Schicksal.**



Armer Teufel (den Kanniba-  
len gefangen haben und zum Ver-  
speisen hätten). Himmel, ich hätte  
nicht gedacht, daß es mir noch einmal  
so gut gehen würde.“

**Ein moderner Kommentar.**

In der Religionstunde wird die  
Geschichte vom 12jährigen Jesus im  
Tempel besprochen. Ausführlich wird  
den Kindern erzählt, wie Jesu Eltern  
nach Jerusalem ziehen, wie sie das  
Opferfest dort verbringen, wie sie wie-  
der nach Nazareth zurückkehren. Auf  
die Frage der Lehrerin, was sie for-  
gen Eltern wohl thäten, als sie den  
Jesufindenen fanden, meldet sich stürmisch  
ein Kleiner und antwortet voller  
Wichtigkeit: „Da haben sie einen Po-  
steihund geholt.“

**Liebe.**



Im Sommer hat er's in alle Rinden  
geschnitten.  
Im Winter hat die Eisbahn drunter  
geklitten.  
Daß der verliebte junge Student  
für Susi in heißer Liebe brennt!

**— Ländliche Finanzpolitik. —**

Sommerfischer: Waffel-  
bauer, müßt's net böß sein; wir sind  
durch den Weingarten gegangen, und  
da haben uns die schönen Trauben so  
angelockt, daß wir uns ein paar ab-  
geschnitten haben.“  
Sommerfischer: „Na, da zaß'n S  
halt Straf“, eine Krone für a  
Traub'n.“  
Sommerfischer: „Gott  
sei Dant, da kommen wir gut weg,  
das ist nicht einmal viel.“  
Waffel-  
bauer: „Ja, wissen S, wenn ma  
mehr verlangt, da stehlet ta  
Mensch mehr a Traub'n!“

**Guter Trost.**



„Arzt: „Seien Sie unbesorgt,  
Herr Dopplke, ich werde ein Mittel  
erfinden, Ihre Leiden finden — und  
sollte ich zehn Jahre lang darüber  
nachdenken!“